

# Die Laterne

von

Carl Hirsch.



Es ist unglaublich, wie ungeschicket unsere Offizissen sind!

Beauftragt, für die plötzliche Wahl des Generalpostmeisters nach Fried-  
riehsruh einen plausiblem Grund zu er-  
finden, melden die Einen, es handle  
sich um den Weiterbau des unterirdi-  
schen Kabinetzes, die Andern, der  
Kanzler habe Herrn Stephan über die  
Frage der Eisenbahntarife konsultirt.

Beide Versionen sind gleich unwahr-  
scheinlich. Nachdem der Kanzler in  
seinem Schreiben vom 16. Dezember

dem Bundesrath mitgetheilt hat, dass er die Eisenbahntarife zu erhöhen beabsichtigt, hiesse es, den grössten Staatsmann beleidigen, wenn man annehmen wollte, dass er sich erst am 15. Januar Aufklärung über diese Frage zu verschaffen suche. Was aber die Drathlegung betrifft, so ist dies ein Gegenstand, der nicht zum Ressort des Kanzlers gehört und über welchen man ihm auch schreiben oder telegraphiren konnte.

Wenn Herr Stephan bei diesem Hundewetter nach Friedrichsruh fuhr, so hat Bismarck et was mit ihm zu sprechen gehabt, was er keinem Papiere und keinem Apparat anvertrauen will.

Was mag das sein?

Verschiedene Blätter, unter andern die "Times", berichten, dass der Kanzler ein Gesetz vorbereitet lässt, nach welchem die aus dem Auslande kommenden Briefe amtlich geöffnet werden können.



Ich lasse dahingestellt, in wie weit dieses neueste Projekt mit dem Besuch Stephans in Friedrichsruh zusammenhängt, aber es sollte mich nicht wundern, wenn die starke Verbreitung der "Tagwacht", "Freiheit" und "Laterno" im Reich den Gegenstand seiner Unterhaltung mit dem Kanzler gebildet hätte.

Gewissen Leuten missfällt das dünne Papier und das kleine Format der "Laterno". Die Post befördert sie, ohne zu ahnen, ob das Konvort eine "Laterno" oder einen Geschäftsbrief verbirgt. Das ist ein Fall, den das Sozialistengesetz nicht vorgesehen hat, und indem ich diese Lücke benütze, mache ich mich einer perfiden Umgehung des Gesetzes schuldig. Es ist also auch hier eine Umgehung des Sozialistengesetzes, nicht mit Worten die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses, sondern so weit wie möglich ist, als die Unverletzlichkeit des Volkes vertritt.

Ich lasse dahingestellt, in wie weit dieses neueste Projekt mit dem Besuch Stephans in Friedrichsruh zusammenhängt, aber es sollte mich nicht wundern, wenn die starke Verbreitung der "Tagwacht", "Freiheit" und "Laterno" im Reich den Gegenstand seiner Unterhaltung mit dem Kanzler gebildet hätte.

Wie wir in allen Stücken gewissenhaft das französische Kaiserreich kopiren, so hat man bereits versucht, die Briefträger und Postschaffner für den Denunziantendienst auszubilden, hat aber keine Gegonliebe gefunden.

Diese Leute wollen in Bezug auf Dienstleid und Achtung des Briefgeheimnisses von ihren überlieferten Ideen sich nicht lossagen und einer derselben, den ich nennen darf, sobald der kleine Belagerungszustand aufgehoben ist, hat dieserhalb einen lebhaften Wortwechsel mit seinem geschmeidigeren Vorgesetzten gehabt.

Ein Postbeamter darf eine ihm zur Beförderung anvertraute Sendung nur auf Requisition der Staatsanwaltschaft ausliefern; thut er es anderweitig, so macht er sich einer Unterschlagung untererschwendigen Umständen schuldig.

Eine Laterne oder eine Fünfhundertmarknote, wo ist der Unterschied? Wer die eine stibzt, der wird auch vor der

andern keinen Stolz kennen. So ging denn auch unter dem Régime Louis Napoleon's der Postliebstall in's Collossale, und der Direktor Vandal ging mit gutem Beispiel voran.

Die „niederen“ Postbeamten haben also mit ihrer Weigerung, auf Laternen „zu“ fahnden, nicht nur diesen letzten Funken von freier Presse, sondern zugleich auch die öffentliche Moral und die Sicherheit des Verkehrs vertheidigt.

Ist es aber nicht traurig, dass „die kleinen Leute“ den Grossen eine solche Lektion über Pflichtgefühl ertheilen müssen?



Hoffentlich hat Herr Stephan in Friedriehsruh dem Kanzler klar gemacht, dass es nicht genügen würde, die vom Auslande kommenden Briefe zu or-

brechen, sientmal ein Blatt zuerst halbenweiso über die Grenze geschmuggelt und dann erst an die inländischen Abonnenten unter Kouvert verschickt werden kann.

Man müsste also, um sicher zu gehen, auch die Inlandsbriefe, Rohrpostsendungen etc. öffnen, oder noch lieber von vorneherein das Zukleben der Briefe bei 2000 Mark Geldstrafe und sechs Monaten Gefängniß untersagen. Gummi und Kleister wären als Waffen zu konfiszieren.

Sowelt zu gehen, getraut sich der Fürst nicht. Die Aufnahme, die sein letztes Projekt über die parlamentarische Disziplin fand, hat ihm bewiesen, dass selbst die deutsche Geduld ihre Grenzen hat und dass er sogar mit dem Bundesrath, so bornirt derselbe auch ist, doch nicht alle Wände einrennen kann.



Die „verbündeten Regierungen“ haben dem Kanzler betrefss jener Vorlage einige Komplimente sagen lassen, die nicht ohne Eindruck auf seine Nerven geliebt zu sein scheinen, nach der Wuth und Perfidie schnaubenden Antwort, die er ihnen durch das von der „Post“ mitgetheilte Schreiben gegeben hat.

Dieses Schreiben muss man recht lesen. Es kommt nicht aus den Bureaux des Reichskanzlers, wie die ganze Serie seiner schutzzöllnerischen Exploitationen, die er bald von dem Einen, bald von dem Andern schreiben lässt (daher ihre Widersprüche), sondern aus seiner Galle.

„Wie? Ihr wolget Euch, mit mir die parlamentarische Redefreiheit zu beschränken? Ihr sagt, sie sei schon beschränkt genug? Eure konstitutionelle

Freiheit sträube sich dagegen, Eure Traditionen? Meine Vorlage sei für die Süddeutschen „zu liberal“, und Ihr be- reutet schon, dem Sozialistengesetz bei- gestimmt zu haben, und ich wolle Euch bloß unpopulär machen, um Euch gelegentlich braunschweigisieren zu können? Ah! Ihr sträubt Euch?

„Nun gut, ich ziehe meine Vorlage zurück. Aber beklagt Euch nicht, wenn meine Nationalliberalen im Reichstag über Euch herfallen (ich werde schon sorgen, dass es geschieht). Und für jedes heftige Wort, das im Reichstag gespro- chen worden wird, mache ich Euch verantwortlich.“

Der Bundesrath wird also immer schlecht wegkommen, wie er es auch anfangen mag.

Dies ist sehr natürlich, nachdem die Regierungen auf das einzige Mittel ver- zichtet haben, das ihrer Vertretung noch etwas Würde und Selbstständig- keit, etwas Relief gegenüber der mit

Dampf und Reklame auftretenden Reichsregierung verleihen könnte: ich meine die Veröffentlichung der Ver- handlungen des Bundesraths.



Der selbige Bundestag in Frankfurt fand es opportun, eine Art von amtli- chem Protokoll zu veröffentlichen.

Legten die Regierungen auch nur in diesen bescheidenen Grenzen Rechon- schaft von ihrem Thun ab, so wüsste man doch wenigstens, wie jede von ihnen sich zu Bismarck's Plänen verhält, und wie weit sie seine Mit- schuldige ist.

Statt dessen aber bedecken sie ihre Beschlüsse geheimnissvoll, und ver- kriechen sich in ihre Nullität, umflössen aber trotzdem arglos die Projekte des Kanzlers — wahre Kollerwechsel.

Zum Lohn denunziert sie der Fürst eines Tages als die wahren Schuldigen, deren Opfer er gewesen sei.

Auch in den dreissiger und fünfziger Jahren bediente sich Preussen der anderen Staaten als Werkzeuge für seine Reaktionsgehalte, spielte über gleichzeitig den gefesselten, vom Oesterreichischen Raubvogel gequälten Prometheus.

Seit Preussen Oesterreich aus Deutschland hinausgedrängt und den Grossmächtskitzel, den ihm Schulze-Delitzsch in einer nüchternen Stunde vorreiben wollte, mit einer Raserie genossen hat, vor welcher Messianer erröthen würde, seitdem ist seine Prometheusrolle ausgespielt.

Auf jeden Fall wirft man ihm hielt gerade vor, das Feuer gestohlen zu haben.

Nun sollen, an Oesterreichs Stelle, Sachsen, Bayern etc. sich als Sündenböcke hergeben.



Bismarck ist ein so weit vorausblickender Staatsmann, dass er seine

Freunde als künftige Feinde und seine Feinde als demnächstige Bundesgenossen zu behandeln pflegt.

So tauschte er mit Oesterreich noch waffenbrüderliche Küsse, als er ihm bereits mit Cavour den Genickfang vorbereitete, und so hat er schon vor fünf Jahren, als die Wogen des Culturskampfes hochgingen, den Heidelberger Katechismus an seiner künftigen Stelle verstümmeln lassen, gerade an der Stelle, wo er am treuesten den Geist der Reformation widerspiegelt, wo er nämlich die Messe verwirft.

Ich, von meinem nationalen und konfessionslosen Standpunkt aus, bin kein Bewunderer der Reformation. Die Professoren nennen sie ein echt deutsches Werk; das war sie insofern, als es deutsch ist, und deutsch zu sein, die Franzosen, Schweden und Polen ins Land zu rufen, die Deutschen mit der Hundspitze zu traktiren und sie dazu Choräle singen zu lassen, denen ich lateinisch e

Gesänge vorziehe, weil man dieselben wenigstens nicht versteht, also sich dabei etwas Beliebiges denken kann.

Dies ist übrigens reine Gefühlssache. Ich bekenne mich zu keiner Religion, aber ich verlange die gleiche Freiheit für jeden Glauben, wie für meinen Unglauben.

Deutschland ist durch die Religionskämpfe in einen Abgrund von Despotie gefallen, aus dem es heute noch nicht herausgekommen ist.

Jeder, der diese inneren Kämpfe neu ansieht, ist ein Feind der deutschen Nation, und deshalb sind auch die Mairgesetze ein unpatriotisches Werk.

Selbst das Schulaufsichtsgesetz taugt nichts.

Die Lokal-Schulaufsicht gebührt dem aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangenen Gemeinderath. Dieser wird die Kinder am besten vor etwaigen klerikalen Uebergriffen wie vor der Ausbeutungssucht des Kapitals schützen.

Statt dessen überliefert das Falk'sche Gesetz die Volksschule der Willkür vermucketer Landräthe und idiotischer Wantrups.



Von meinem Standpunkte aus also ist der Heidelberger Katechismus ein Buch wie jedes andere, und die Regierung könnte ihn meinerwegen auf den Index der verbotenen Schriften setzen, ohne dass ich ihm eine Thräne nachweinte.

Aber nichtsdestoweniger begreife ich dass einem Manne von evangelischer Ueberzeugung der 800jährige Heidelberger Katechismus ein theures Kleinod, ein bewährter Zeuge der Gewissensfreiheit ist, für welche seine Vorfahren

sich freudig in hundert Schlachten führen lassen.

„Mit welcher Empfindung muss ein solcher Mann von aufrichtigem Glauben die neuliche Erklärung des Regierungskommissars im Kammerbericht gelesen haben, nach welcher man die Verwerfung der Messe schon vor fünf Jahren, als die Wogen des Kulturkampfes am höchsten gingen, amtlich gestrichen hat?“

„Wenn Paris eine Messe werth ist, sagten sich wohl die Oberkirchenräthe, die dafür bezahlt sind, das Wort Gottes rein zu halten, so ist das deutsche Reich einen ganzen Sack voll Messen werth.“

„Diese Enthüllung eröffnet uns eine Perspektive, welche mit Canossa vbr-zweifelte Aehnlichkeit hat, und wenn ich in den Berliner Zeitungen lese, dass die Unterhandlungen zwischen Bis-

mark und dem Kardinal Nina eifrig fortgesetzt werden, so bin ich nur darüber erstaunt, dass überhaupt noch Unterhandlungen nöthig sind, wo ein so herzliches Einvernehmen existirt.“

„Was mögen wohl die wahrhaften evangelischen Christen zu dieser Erklärung sagen?“

„Ich meine nicht die Unionsleute, deren Glaube von Papiermaché ist, wie jener samosa „Roche de Bronze“ aus bürokratischen Kreis-Sekretären und Landräthen, sondern z. B. Männer wie Arnim, denen das Reformationswerk für etwas Ernsthaftes und den Heidelberger Katechismus für ein ehrwürdiges Dokument gilt.“

„Arnim, wie unterrichtet und geistreich er mir auch nach seinen Schriften und nach den von Bismarck gegen ihn gerichteten Verfolgungen zu sein



scheint, ist doch offenbar ein protestantischer Donquixote.

Er glaubt nicht bloß an den Kampf gegen Rom, wie sein spanischer Landsmann an das Ritterthum, sondern er bildet sich, wie dieser, auch ein, die Anderen theilten seine Schwärmerci, während sie in Wahrheit am Ritterthum nur den Raub und, an der Religion nur den Zehnten bewundern.

Der Kanzler wird schön lachen, wenn er liest, wie ernsthaft ihn Arnim von den „römischen Umtrieben“ warnt, während er längst mit dem Vatican unter einer Decke spielt und nur auf den günstigen Moment wartet, um seinen neuen Allirten zu präsentieren.



Mit Pio Nono war keine Verständigung möglich, er war Gefühlsmensch und Franzosenfreund.

Pranchi hingegen ist ein deutscher Kopf, nebenbei Bewunderer Bismarck's und, wie dies die „Kölnische Zeitung“ an letzterem rühmt, frei von dem „warmen dynastischen Gefühl“, welches den Kaiser Wilhelm auszeichnet. (Ich zitiere die „Kölnische Zeitung.“)

Leo XIII. soll von Bismarck gesagt haben: „Es ist ein Bischof an ihm verloren gegangen.“

Wie wahr dies ist, mag man aus folgender Schilderung des Salzburger Erzbischofs Firmian ersehen, welcher im Jahre 1732, während er mit der schönen Gräfin Arco in seinem Kämmerlein betete, die Protestanten genau so aus Salzburg austrieb, wie Bismarck heute die Sozialisten aus ganz Deutschland austreiben würde, — wenn er könnte:

„Graffirmian“ — heisst es in dem noch nicht verbotenen Grossen Konversationslexikon von Meyer — „hatte seine Erhebung... weder glänzenden Eigenschaften des Geistes, noch der Grösse des Ansehens seines Hauses zu danken.“

Er machte sein Land arm, um seine

„Familie durch den Ankauf von Majoraten zu bereichern.“  
 „Hart in seinen Sitten, und reizbar, wie ein hochmüthiger Emporkömmling“  
 „entfernte er die menschliche Gesellschaft von sich, und trieb sich Tage lang mit seinem Jäger in den Wäldern umher.“  
 „Unbeugsam, bis zu Grausamkeit, und einsilbig, wie ein Mensch, der über Entschlüssen brütel, stand er einsam auf seiner Höhe, behäufte nach allen Seiten seiner Würde, ohne Neigung, ihre Lasten zu tragen.“

Leo XIII. ist ein praktischer Mann. Da Bismarck die Ansprüche der Kirche befriedigen will, so reicht er ihm die Hand, ohne sie lange zu betrachten, und wirft sich Anathem auf dessen Gegner.

Das Gute an dieser unvermeidlichen Wendung der deutschen Politik ist der vollständige Bankerott des deutschen Pseudo-Liberalismus.

Lange genug haben unsere Liberalen sich in die Brust geworfen und dem Ausland einzureden gesucht, sie seien die berufenen Vorkämpfer der Aufklärung.

Die Welt wird jetzt das Facit des Kulturkampfes ziehen und anstatt Parteigangenschaften ein erkleckliches Deficit konstatiren.

Der ganze angebliche Kampf war ein Vorwand, die Willkürmacht der Polizei zu verstärken.

Dieselben Liberalen, die uns vorwarfen, mit gesetzlichen Beschränkungen der Arbeitszeit die Polizei in die Werkstätte einzulassen, billigen es heute, daß die Polizei bei Tag und Nacht in die Wohnung des Arbeiters einbricht, seine Möbel und Betten durchwühlt und ihm die Bücher raubt, die er sich

seit fünfzehn Jahren mit seinen vom  
Munde abgsparten Groschen erworben,  
hat!

„Bildet Euch! Bildet Euch!“ schrie  
man beharrlich den Arbeitern in die  
Ohren.

Und nun genügt das Ermessen eines  
Polizeikommissärs, um irgend ein Buch  
für das ganze deutsche Reich zu verbie-  
ten, und den Arbeitern ihr Bildungs-  
material mit dem Säbel vorzuschneiden!

So verwirklicht unser deutscher Li-  
beralismus sein eigenes Programm, so  
verstößt er die Rechtsgleichheit, so die  
staatsbürgerliche Freiheit!



Schon haben unsere Liberalen ver-  
gessen, dass das Gesetz, mit welchem  
sie der Regierung die Willkür gestat-  
ten, wollten, dieselbe auch gleichzeitig  
begrenzen sollte.

Auf allen Seiten greifen die Behörden  
noch weit über den Sinn und Wortlaut  
des Ausnahmegesetzes hinaus und er-  
lauben sich eine wahre Paschawirth-  
schaft, ohne dass die Liberalen etwas  
Anderes dazu laut werden liessen, als  
ornunternden Beifall.

Haussuchen, Verhaftungen, Ausweis-  
ungen werden täglich ohne Schon vor-  
genommen, nicht mehr auf Grund des  
Sozialistengesetzes, sondern selbst in  
solchen Fällen, auf die das Sozialisten-  
gesetz ausdrücklich und unzweideutig  
keine Anwendung ausschliesst.

Natürlich geht der Kanzler mit dem  
guten Beispiel der brutalen Gesetzlosig-  
keit voran.

So begnügt er sich nicht, die er-  
stlichen Nummern der „Freiheit“,  
„Tagwacht“ und „Laterne“ zu verbieten,  
sondern möcht auch die Verbreitung

aller künftigen Nummern dieser Blätter von vorneherein untersagen.

Dies ist eine absolute Gesetzlosigkeit.

Man lese das ganze Ausnahmegesetz durch, ob man ein einziges Wort finde, das einen solchen Ukas legalisire.

Die Regierung kann nach diesem Gesetz verbieten, was existirt, nicht aber was erst geschrieben worden soll.

Inländische Blätter kann sie am Weitererscheinen verhindern. Ausländische Blätter kann sie nur den Postdebit entziehen, sowie alle jeweilig erschienenen Nummern verbieten.

Nicht bloß jeder Rechtsgelahrte, sondern jeder Mensch von geradem Verstand müßte, wenn er das Gesetz auszuliegen hätte, die Erlasse des Kanzlers verurtheilen.

Natürlich appellire ich nicht an die Reichsbeschwerdekommission — dies hiesse den Teufel bei seiner Grossmutter verklagen — begnüge mich vielmehr zu konstatiren, dass die Regierung das Gesetz, mit welchem sie die moralische

Ordnung in Deutschland herstellen will, selbst verletzt.

Wenn Solches in der Reichskanzlei geschieht, so kann man sich vorstellen, wie es erst die Landesbehörden treiben.

Da ist z. B. in Oppeln der Regierungsrath Quadt, bereits berühmt durch das Verbot eines Buches des Professors und früheren Ministers Schäffle.

Seitdem er dieses Verbot hat zurücknehmen müssen, sucht Quadt auf allen Seiten nach einem neuen Opfer.

„Es rast der Quadt...“  
„Warum“ der Quadt schliesslich auf die Düsseldorfer Assisenrede verfallen ist, weiss er wohl selbst nicht. Mit gleichem Rechte wie diese von Lassalle vor 80 Jahren gehaltene Rede, hätte er auch eine von Cicero, oder von Josias, oder die Braut von Messina verbieten können.

„Demnächst werden wir das Quadt'sche Verbot und die Quadt'schen Motiva mittheilen, sowie das energische Schreiben des Abgeordneten Bracke, Verlegers der unterdrückten Schrift, an die Reichskommission.



Es versteht sich, dass wir mit den Berliner Wählern, die am Montag in Borsig's Saal tagten, gegen den Angriff auf die parlamentarische Redefreiheit protestiren. Aber warum bekämpfen Virchow und Knörke nicht auch den Plan der Regierung, Volksvertreter an der Schwelle des Reichstags zu verhaften und auszuweisen?

Ist ein solcher Akt keine Verletzung der Tribüne? Darf die Ausübung des Mandats von dem Belieben des Ministers des Innern, ja des Polizeipräsidenten abhängen?

Statt das Recht der Volksvertretung

zu wahren, behauptet Virchow seine Loyalität. Ich zitiere ihn nach der „Berliner Zeitung“:

„Es heisst die Fortschrittspartei von Grund aus verkennen, wenn man sie zu revolutionären Stempeln will. Wir sind Konservative vom reinsten Wasser, bis dahin, wo unter einer günstigen Luft wieder an einen Fortschritt gedacht werden kann. Die Wähler aber werden sich zu entscheiden haben, ob sie die Fahne der Freiheit von den Schultern derjenigen Männer, welche sie so lange Jahre getragen, abnehmen wollen.“

Die Fahne der Freiheit, Herr Virchow, legt man nicht auf der Schulter. Das wäre bequem! Sie hat eine Lanze vorn, damit man sie als Waffe handhabend zu Schutz und Trutz, und in ungünstiger Lage erst recht!

Das hat Ihre Partei nie begriffen, und darum hat sie ihre Fahne verlorren. Das Sie noch auf der Schulter tragen, wie bei den Binschgäthern, nur das alte „Trum“ der Fahnenstange.

Glücklicherweise ist das Schicksal der Deutschen Nation nicht in das der Fortschrittspartei gekettet.

Wir haben heute andere Vertreter, würdig der früheren Kämpfer; der Tadel, Twisten; Jacoby und Waldeck. Wir haben die seltene Sammlung tapferer Männer, die, wie Sie sagen, erst gewählt werden müssen, um die Tortur der vom Reichskanzler vorgeschlagenen Strafen auszuhalten.

Jene seltene Sammlung tapferer Männer; Herr Virchow, die Sie mit Recht in Ihrer Partei nicht erblickt, es ist die geschlossene Phalanx der sozialdemokratischen Reichsboten.

Die letzte Hoffnung der Reaktion war, dass sich diese Phalanx spalte. Auch diese Hoffnung war vergeblich. Rebel und Liebknecht sind so innig befreundet als je, und keiner von ihnen denkt an Transaktion.

### Nobling in Paris.

(Fortsetzung.)

„Nun brauchte ich natürlich keine Schonung mit dem Spion zeigen. Ich unterbrach also die lebhafteste Diskussion, in welche sich der Vorsitzende mit dem Doktor verflocht hatte, und theilte der Versammlung meine Entdeckung mit. Was soll, frag ich, mit dem Menschen geschehen?“

„Der Gründer fühlte offenbar eine natürliche Schwäche für den in so misslicher Lage befindlichen Ritter vom Bleistift; er machte denken: Man kann nicht wissen, wie man den Mann wieder einmal braucht, — dann er schlug vor, den Eindringling einfach zur Thüre hinaus zu werfen.“

„Zur Thüre?“ rief Dittorici; „zum Fenster, per Dio!“ und zog den Reporter an einem Bein unter dem Tische vor. Derselbe richtete sich halb auf und sah uns Alle mit einer kläglichen Miene an, die uns unwillkürlich heiter stimmte.

„Sie lachen, meine Herren, also sind Sie entwandt,“ fing er an.

„Doch nicht so ganz, riefen Mehrere, und im Nu blinkten vier oder fünf Dolchklingen und Revolverläufe nach dem Erschrockenen, der sich so dicht als möglich an die Wand des Zimmers drückte.“

„Gnade! Gnade!“ schrie er, während der Angstschweiß über sein kurzgeschorenes, bereits ins Graue übergehendes Haar herabließ. Er hatte eine sogenannte Stulphase unter welcher ein struppiger Schnurrbart einen breiten Mund halb bedeckte. Seine kleinen Stechaugen sahen unschuldhaft an.

„Gnade! Gnade!“ rief er nochmals, „meine verehrten Herren, ich bin nur zufällig, nur aus Versehen hier herabgerathen; ich bin nur so ganz nebenbei Reporter für das Berliner Blagblatt, eigentlich aber handle ich mit Orden, und ich kam, um Ihnen Orden anzubieten. Brauchen sie keine Orden? Spanische, Portugiesische, Brasilianische, Italienische, Türkische, Tunesische, alle Sorten bis zu zwanzig Franken das Stück,

inclusive dem Diplom, das auf Ihren Namen ausgestellt wird, selbstverständlich. Meine werthen Herren, Sie brauchen nur zu befehlen, nur zu wählen. Mein einziger Wunsch ist, Ihnen Orden zu verleihen, dies ist der einzige Zweck meines Daseins. Meine Herren, ich schwöre es Ihnen, ich habe von Ihrer ganzen Verschwörung — von Ihrer ganzen Unterredung kein Wort vernommen; ich war nur mit meinen Orden beschäftigt. Ich habe seit drei Tagen kein Stück verkauft, obwohl die Portiers der Gesandtschaften (von ihnen beziehe ich sie nämlich) die Preise bedeutend herabgesetzt haben. Einen Orden von Tunis kann ich Ihnen schon für fünf Franken geben, ich habe vor einigen Jahren, als ich den Erlangorser Coupon mittels der Androhung eines Deutschen Kriegsschiffs eintreiben half, einen ganzen Posten dieses Ordens gratis mitzubekommen.“

„Wie wär's, wenn wir den Korn ausstopften?“ meinte Hödel, der bisher keinen Antheil an dem Zwischenfall genommen, sondern sein lobhaftes, wie

es schien höchwichtiges Zwiegespräch mit Nobiling weitergeführt hatte.

„Ich las einmal im Correktionshaus zu Zeitz, in einem Missionsbuch, von den ägyptischen Mumien; wie wär's wenn wir ihn zu einer Mumie machten und in einem revolutionär Museum zur Warnung ausstellten? Auf der Leipziger Messe hatten sie auch so ein Reptilienkabinet.“

„Aber glauben Sie doch, meine verehrten Herren,“ rief der Blagblatt-Correspondent angstvoll, unter dem Eindruck der auf ihn gerichteten Waffen, indem er an den drei bunten Bündchen zupfte, die er in seinen Knopflöchern stecken hatte, „glauben Sie mir, ein lebendes Reptil nützt der Sache der Revolution mehr, als alle ausgestopften zusammengenommen. Sehen Sie, ich, der ich hier vor Ihnen stehe, ich, unscheinbarer Tropf, (Brayo unterbrach ihn Hödel) ich habe die Revolution in Deutschland mehr gefördert, als ein Duzend Ihrer besten Agitatoren. Sie glauben wohl, ich diene den Büstenhäusern, Regierungen und Staatsmännern?

Ich handle einfach mit ihnen. Dies müssen Sie aber genauso auffassen, wie wenn einer sagt, er handle mit Pferden oder mit Häusern. Ich handle mit ihnen das will sagen, ich verkaufe sie. So habe ich Napoleon III. verkaufen helfen. So habe ich Armin verkauft, für ein — Spöttgeld. So habe ich die wolfische Dynastie verkauft. Und so verkaufe ich morgen, wenn ich einen Käufer finde, den Fürsten Hohenlohe oder meinetwegen auch Bismarck. Sie sagen in Ihren Schriften, meine Herren, das Kapital sei revolutionär, weil es die Arbeiter in Waare verwandle, ihre abgeschlossene Individualität aufhebe. Mit demselben Rechte kann ich mich revolutionär nennen, denn ich mache die Staatsmänner zur Waare, die ich an den Meistbietenden losschlage.“

(Schluss folgt.)

Broda, 25. Januar 1870.

Carl Hirsch.



### Briefkasten.

R. S. in B.: Bis incl. No. 14—1879.

Veriers : 1 Fr. 50c. in Briefmarken erhalten.

R. No 8: 22 Fr. erhalten.

Scherzör: 28 Fr. erhalten.

### Zur Notiz

Da die sozialdemokratischen Kalandar pro 1879 im Reich verboten sind, so werden wir blinden Kurzen einen »Laternenkalendar« herausgeben, den unsere Abonnenten gratis erhalten werden.

### Für die nothleidenden Familien.

Durch Schl. 70 cent. Tr. 1 Fr. 50 c.

Zusammen 40 Mark und 197 Fr. 32 c.